

Hanns Christof Brennecke

„Arianismus“  
Inszenierungen eines Konstrukts

Öffentlichen Abschiedsvorlesung  
am 28. Januar 2013



# Inhalt

## Begrüßung

*Professor Dr. Heidrun Stein-Kecks,*  
Dekanin der Philosophischen Fakultät und des  
Fachbereichs Theologie 5

*Professor Dr. Jürgen van Oorschot,*  
Sprecher des Fachbereichs Theologie 7

## Laudatio

*Professor Dr. Anselm Schubert* 10

## Vorlesung

„Arianismus“  
Inszenierungen eines Konstrukts  
*Professor Dr. Hanns Christof Brennecke* 17

Curriculum vitae 42

Impressum 44



Magnifizienz,  
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,  
liebe Studierende,  
verehrte Gäste,  
hohe Festversammlung,

es ist mir eine besondere Ehre und Freude, Sie heute Abend hier begrüßen zu dürfen, und ich heiße Sie im Namen der Philosophischen Fakultät und Fachbereich Theologie willkommen.

Ein besonders herzliches Grüß Gott gilt Ihnen, lieber Herr Kollege Brennecke, und Ihrer Gattin! Sie lassen uns an Ihrer Abschiedsvorlesung teilhaben, dafür einen ebenso herzlichen Dank.

Als Vertreter eines Bereiches innerhalb der Theologie, der älteren Kirchengeschichte und der Christlichen Archäologie, der vom Gegenstand ebenso wie nach den Methoden den entsprechenden Fächern Philosophischer Fakultäten eng verwandt ist, waren Sie stets ein unverzichtbarer Gesprächs- und Forschungspartner, unabhängig von institutionellen Verbänden und organisatorischen Zuordnungen. Ohne dem Sprecher des Fachbereichs vorzugreifen, der Ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte und herausragenden Verdienste eingehend würdigen wird, erlauben Sie mir, Ihnen den Dank der Fakultät für Ihre uneingeschränkte und stets dem gemeinsamen akademischen Ziel verpflichtete Offenheit und kollegiale Zusammenarbeit zu übermitteln.

Nach ehrenvollen Aufgaben in der Theologischen Fakultät haben Sie sich auch in den Dienst der 2007 vereinten Philosophischen Fakultät und Fach-

bereich Theologie gestellt und deren Vertretung im Bibliotheksausschuss der FAU übernommen. Auch dafür gebührt Ihnen Dank.

Ich möchte es aber auf keinen Fall versäumen, Ihnen auch ganz persönlich danke zu sagen für vielfältige ideelle Unterstützung, die Sie mir gewährten. Sie stellten sicher nicht nur für mich, sondern für viele der jüngeren Kolleginnen und Kollegen ein Vorbild dar; damit ist freilich auch eine gewisse Wehmut verbunden, dass zugleich mit den herausragenden Trägerinnen und Trägern ehrenwerter akademischer Traditionen diese Vorbilder allmählich aus dem universitären Leben verschwinden. Sie werden fehlen.

Nicht zuletzt möchte ich Ihnen, wieder ganz persönlich, versichern, dass es kaum eine Gremiensitzung gibt, in der Sie mir nicht als gleichsam virtueller Halt und Beistand dienen, wenn es darum geht, bei aller Ernsthaftigkeit in der Sache Distanz zu bewahren – und niemals den Humor zu verlieren. Ihre sprichwörtliche Berliner Trockenheit ist freilich einzigartig und unerreichbar.

Ich wünsche Ihnen, lieber Herr Brennecke, eine lange Zeit als Professor „in Ruhe“, in der Sie nun in Ruhe forschen und die vielen laufenden Projekte zu Ende und Fortsetzungen auf den Weg bringen können. Freilich wünsche ich Ihnen und Ihrer Familie auch eine genüssliche gemeinsame Zeit der Muße und Freiheit von alltäglichen beruflichen Pflichten, aber ich hoffe – für die Forschung – und fürchte – für Ihre Familie – dass Ihre so erfolgreichen wissenschaftlichen Aktivitäten ungebrochen fort dauern werden.

Alle guten Wünsche begleiten Sie!

Spectabilis, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,  
meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Gäste,  
lieber Herr Kollege Brennecke,

beredt wird in den Spalten des deutschen Feuilletons mit kulturpessimistischem Unterton von Zeit zu Zeit Klage über die ach so stromlinienförmigen, unauffällig-blassen Gestalten in den Führungsetagen von Politik und öffentlichem Leben geführt. Ihnen fehlten die Ecken und Kanten.

Der Fachbereich Theologie verabschiedet an diesem Tag einen Kollegen aus dem aktiven Dienst, der dies alles nicht verkörpert. Wer diesen Kollegen in der Zusammenarbeit in der Fakultät und im Fachbereich kennengelernt hat – und nur für diesen Teil seiner Wirksamkeit ergreife ich hier als Fachbereichssprecher das Wort – wer also dazu die Gelegenheit hatte, der weiß, wovon ich spreche.

Da gab es etwa vor ein paar Wochen im Fakultätsrat mit einem Bericht aus dem gesamtuniversitären Bibliotheksausschuss der FAU ein eindrückliches Exempel. Mit einer gewissen Ironie im begleitenden Unterton wurde dort über die virulenten Punkte berichtet, die bei der Fortentwicklung der Bibliotheken von Gewicht sind. Und vor allem auf Rückfrage entfaltete der Berichterstatter seinen ganzen Charme: eine aparte Mischung aus (verzeihen Sie den unakademischen Ausdruck) Berliner Schnauze, diese akademisch veredelt und leicht fränkisch gezügelt. Was wohl geschehen wäre, wenn er 1996 den Ruf nach Berlin nicht abgelehnt hätte.

In der Diskussion meldete sich dann ein Mitglied des Fakultätsrats, der zu den Neubauplänen einer geisteswissenschaftlichen Universitätsbibliothek eine präzisere Auskunft wünschte. Er wurde mit einer knappen Antwort beschieden:

„Entschuldigen Sie, aber für Visionen fühle ich mich nicht so ganz zuständig ...“. Damit war in der Sache markant Position bezogen, und zugleich zur Person viel gesagt.

Und es war diese Person Hanns Christof Brennecke, die seit seiner Berufung 1989 auf den Lehrstuhl der Älteren Kirchengeschichte sich vielfach für die damalige Theologie Fakultät in die Pflicht nehmen ließ. Wer die Aufgaben eines Dekans oder Prodekan einmal genossen hat, der weiß, was sich hinter der schlichten Aufreihung der Ämter verbirgt:

Hanns Christof Brennecke war zweimal Dekan der Theologischen Fakultät, nämlich von 1997 bis 1999 und erneut 2004 bis 2005, und zweimal Prodekan der Fakultät, 2001 bis 2004 und 2005 bis 2007. Damit leitete er die Fakultät auch in den Jahren von Reduktionsdebatten und in denen der Überführung der Fakultät in den heutigen Fachbereich.

Als Dekan nach der Betreuung der Studierenden gefragt, welche die Reporterin einer hiesigen Zeitung als eine ausgesprochen gute vermerkt, meint der Theologe Brennecke: „Wenn dieses Studium nicht auch einmal Glaubenszweifel hervorbringen würde, dann könnten wir den Laden dichtmachen.“

Da ist sie wieder die pointierte Stimme!

„Der Dekan will den akademischen Diskurs, auch hinein in Grenzfragen, Kritik und Zweifel; seine Studenten sollen nicht schlucken, was sie vorgekauft bekommen, sondern sich fächerübergreifend damit auseinandersetzen.“ – so nachfolgend die Reporterin. Wie diese Sicht auf das Studium der evangelischen Theologie, der ich nur nachdrücklich zustimmen kann, – wie diese Sicht in den kommenden Runden der Qualitätssicherung allerdings in Selbstberichten, Audits und QM Sicherungen darzustellen ist, wird die Herausforderung der morgen Verantwortlichen sein.



Und sie, lieber Herr Brennecke, werden es vermutlich nicht bedauern, dass sie sich an dieser neuen Runde der Überführung von akademischer und evangelisch-theologischer Tradition in die schöne neue Uniwelt des 21. Jahrhunderts nicht mehr direkt beteiligen müssen.

Der Fachbereich wünscht ihnen für alle Pläne, die sie in der Forschung und mit Blick auf Publikation noch haben, ein gutes Gelingen. Zugleich bedanken wir uns für den vielfältigen Einsatz in Fakultät und Fachbereich. Kurzum: Ich wünsche ihnen einen gesegneten Schritt in den neuen Lebensabschnitt!

Sehr geehrte Damen und Herren,  
sehr geehrter, lieber Herr Brennecke,

als Sie mich vor einigen Wochen fragten, ob ich anlässlich Ihrer Verabschiedung die Laudatio übernehmen würde, fühlte ich mich hochgeehrt. So viele der heute hier Anwesenden wären berufener, Sie zu ehren als ich! Ich habe sehr gerne zugesagt – nicht ahnend, was ich mir damit eingehandelt habe. Denn das Genus der Laudatio verlangt, dass man nicht nur die Person ehrt, sondern auch das Werk würdigt, und zwar möglichst umfassend. Das Œuvre von Hanns Christof Brennecke stellt einen dabei allerdings vor gewisse Probleme. Denn der erste Eindruck, der sich einem aufdrängt, ist der einer überwältigenden Monumentalität: hier hat ganz offenbar jemand das Thema seines Lebens gefunden und von den ersten akademischen Anfängen bis heute stringent fortentwickelt. Das wissenschaftliche Lebensthema Hanns Christof Brenneckes ist das Verhältnis von ecclesia und res publica, genauer gesagt: das Verhältnis von Theologie und Politik im 4. Jahrhundert. Was auf den ersten Blick wie eine Spezialisierung erscheinen mag, erweist sich auf den zweiten Blick als die Wahl einer überlegenen Zentralperspektive.

In der Frage danach, was passiert, wenn Theologie und Politik aufeinandertreffen, besitzen Brenneckes Arbeiten eine heuristische Mitte, von der aus sich die ganze Weite der Kirchengeschichte in den Blick nehmen läßt. Und so ist der zweite Eindruck, den man von seinem Œuvre bekommt, der einer überwältigenden Offenheit für eine Fülle an Themen und Fragestellungen.

Wir Historiker wissen, dass Leben und Werk nicht einlinig aufeinander bezogen oder gar aus einander abgeleitet werden können, und dennoch scheint mir, die Konstellationsforschung habe recht, wenn sie uns lehrt, auf die Kontexte zu achten, in denen sich Ideen entwickeln. Denn das Verhältnis

von Kirche und Staat ist auf mehr als nur der akademischen Ebene ein Thema im Leben Brenneckes.

Geboren wurde Hanns Christof Brennecke 1947 in Berlin. Ein Preuße also, aus einer Familie, die fest in der Tradition der Bekennenden Kirche verwurzelt war; Männer wie Niemöller und Dibelius gingen im Hause Brennecke aus und ein – und damit mag das Lebensthema der kirchlichen Existenz im Staat in gewisser Weise vorgegeben gewesen sein.

Der Vater war ursprünglich Missionar und für China vorgesehen: Hanns Christof Brennecke wäre um ein Haar in China geboren worden – es wäre interessant, welchen Häretikern und Kirchenvätern er sich dort gewidmet hätte – doch Mao und die kommunistische Revolution machten diesen Plänen der Familie einen Strich durch die Rechnung. Dem kommunistischen Staat entging Brennecke in Ostberlin gleichwohl nicht: angesichts des kirchlichen Engagements der Vaters, inzwischen Direktor der Berliner Mission, wurde ihm das Studium der Geschichte verwehrt. Er begann 1965 recht schweren Herzens das Studium der Theologie und fand in der Kirchengeschichte einen dürftigen Ersatz für das ihm verbotene Fach – mußte in verschiedenen Konflikten mit der Staatssicherheit aber erfahren, dass auch die Theologie in der DDR kein staatsfreier Raum war. Prägend wurde als Lehrer Alfred Raddatz: nicht nur begeisterte er seinen Studenten für die Christliche Archäologie und Kunstgeschichte, auf ihn geht wohl auch die Leidenschaft zurück, mit der Brennecke Quellentexte dreht und wendet, um sie sich zu eigen zu machen.

1970 gelang der Familie die Ausreise aus der DDR. Brennecke setzte das Studium in Bonn fort – und blieb dennoch der Berliner Tradition verhaftet: nach seinem Examen gab ihm Wilhelm Schneemelcher als Doktorvater mit „Hilarius von Poitiers“ ein Thema, das dieser einst selbst von Hans Lietzmann geerbt hatte. Eine *traditio apostolica* ganz eigener Art also.

Warum, so die Frage des Doktoranden, verband sich die Kirche so osmotisch mit dem römischen Staat und akzeptierte willenslos das Recht des Kaisers, in die Bildung der Glaubensnormen einzugreifen? Brenneckes ernüchternde Antwort lautete, dass die Kirche sich (man möchte sagen: schon) im 4. Jahrhundert nirgends prinzipiell gegen die Autorität des Staates zur Wehr setzte, weil sie sie nutzte, wo es ihr opportun schien: „Der Kampf gegen den Kaiser war eigentlich ein Kampf um den Kaiser“. Eine ebenso bedenkliche wie zeitlose Erkenntnis, die gleichsam dazu prädestiniert, aus der Perspektive der Alten Kirche Vorgänge und Probleme der neueren Kirchengeschichte in den Blick zu nehmen.

Wo die Dissertation endete, begann die von Luise Abramowski betreute Habilitation „Studien zur Geschichte der Homöer“: sie zeichnet die Entstehung und Geschichte der als „arianisch“ geltenden kaiserlichen Hofkirche nach, die nach 360 mit der Formel des „hómoios“ die Einheit der Kirche, vor allem aber die des Reiches hoffte retten zu können! Die Arbeit wurde weithin rezipiert – aber nur die wenigsten scheinen bemerkt zu haben, dass sie eigentlich nur eine kleinere Fingerübung sein sollte, eine bloße Vorübung zu einer großangelegten Geschichte der Gotischen Kirche – auf die wir, lieber Herr Brennecke, noch warten.

Nach Vertretungen von Lehrstühlen für Christliche Archäologie in Göttingen 1986 und für Ältere Kirchengeschichte 1987 in Heidelberg nahm Brennecke 1988 einen Ruf dorthin an, verließ Heidelberg dann aber schon zum Wintersemester '89 in Richtung Erlangen. Dabei galt: „Ich mußte überhaupt erstmal gucken, wo das auf der Karte war!“. Mit Erlangen war der Preuße im bayerischen Exil gelandet und so nimmt es nicht wunder, dass er sich – wie die exilierten Bischöfe des 4. Jahrhunderts auch – über seine Stellung zwischen den politischen und theologischen Fronten Rechenschaft abzugeben suchte: neben einer Vielzahl von Arbeiten zur Geschichte des 4. und 5. Jahrhunderts

erschienen seit Beginn der '90er Jahre auch regelmäßig ethno-theologische Arbeiten zu Erlangen (mit Titeln wie „Lutherisch – mit Irritationen“).

Solchen Exkursionen in die Seelenlandschaft des Exils setzte Brennecke ebenso regelmäßig aber die Sehnsuchtslandschaft Preußens entgegen. Die Arbeiten zur preußischen Religionspolitik im 19. und 20. Jhr. sind dabei nicht bloß biographisch erklärbare Vignetten, sie dienen auch nicht nur als Kontrastfolie zum fränkischen Exil, sie sind, wie mir scheint, vielmehr eine Art typologischer Suprakommentar zu den Ereignissen der älteren Kirchengeschichte. Dies wird vielleicht am besten deutlich, wenn man die Arbeiten zum Kirchenbau Preußens mit der grandiosen Studie zur Wallfahrtskirche von Kal'at Sim'ân vergleicht: hier wie dort geht es um die Fortsetzung der Religionspolitik mit anderen Mitteln.

Besonders eindrücklich wird diese Instrumentalisierung von Religion und Kultur in den für mich persönlich interessantesten Arbeiten Brenneckes zur Rezeptionsgeschichte altkirchlicher Theologien und Häresien in der weiteren Kirchengeschichte – sei es die Geburt der Athanasius-Ausgabe aus dem Geiste des Florentiner Konzils, sei es die Wiedergeburt des Photinianismus an der Universität Altdorf im 17. Jhr., oder sei es schließlich die politische Neuerfindung des Arianismus im 3. Reich. Jedesmal ist es die intime Kenntnis der antiken Quellen, die die Dekonstruktion historiographischer Pseudonarrative erst möglich macht; etwa jenes Mythus' des 20. Jahrhunderts, der den „Arianismus“ nicht mehr vom Presbyter Arius, sondern vom rassistisch einwandfreien „Arier“ herzuleiten versuchte.

In dieser ihrer kritischen Funktion besteht, wie Brenneckes Arbeiten immer wieder mustergültig vorführen, die besondere Fähigkeit aber auch die nie vollendete Aufgabe der Älteren Kirchengeschichte: „Ideologiekritik erweist sich so nicht nur als wichtige, sondern geradezu unverzichtbare Aufgabe kirchenhistorischer Forschung. Eine kritische Sichtung der eigenen kirchen-

historiographischen Tradition kann so vielleicht immer wieder und wahrlich nicht nur in Auseinandersetzung mit völkischen und nationalsozialistischen Forschungsansätzen, sondern grundsätzlich im Aufdecken ideologischer Prämissen helfen, ein Gespür für die immer neue ideologische Anfälligkeit gerade historischer Arbeit bekommen.“ Einer dergestalt selbstreflexiv gewordenen Kirchengeschichtsschreibung jenseits apologetischer Großkategorien wie Hellenismus und Judentum, Orthodoxie und Häresie hat Hanns Christof Brennecke zusammen mit Christoph Marksches schließlich ein eigenes Forum geschaffen: die seit 1997 erscheinende, international hoch renommierte „Zeitschrift für antikes Christentum“.

Dennoch gibt es für Brennecke ein fundamentum inconcussum, ein Bollwerk gegen alle ideologischen oder auch trendig daherkommenden modischen Anwendlungen in der Wissenschaft. Dieses Bollwerk ist aber nicht das Bekenntnis, sondern die Edition, die sich nicht um Jahrzehnte oder Jahrhunderte, nicht um Trends oder Zielvereinbarungen schert, sondern in methodischer Kärnerarbeit überhaupt erst das historische und theologische Fundament für beides schafft – für Bekenntnis *und* Ideologiekritik.

Die editorische Nemesis Brenneckes ist dabei Athanasius von Alexandrien. Wahrscheinlich ist das als Bußübung dafür zu verstehen, dass Sie sich solange mit Arianern und Homöern beschäftigt haben! Zum Jahreswechsel 1998/99 übernahmen Hanns Christof Brennecke und die Athanasius-Forschungsstelle die Edition der sogenannten apologetischen Schriften des Athanasius sowie der Dokumente zum arianischen Streit und damit ein Mega-Projekt, das von Hans Lietzmann schon vor dem ersten Weltkrieg geplant worden war und nach dem Tod von Hans-Georg Opitz lange brach gelegen hatte.

Bereits 2006 konnte diese zweite Hauptabteilung der Athanasiusausgabe abgeschlossen werden. Welche paläographische Sisyphusarbeit hier zu

bewältigen war, kann erlauben, wer in die 128 Seiten der praefatio hineingeschaut hat. 2007 konnte der Teilband der Dokumente zum arianischen Streit bis zum Jahr 342 erscheinen. In diesem Jahr soll der Band bis 362 fertig werden, und die weiteren Bände sind sicher bald zu erwarten, wenn man bemerkt, wie wortkarg-geschäftig Brennecke und seine Mitarbeiter jeden Dienstagnachmittag in der Bibliothek der Älteren Kirchengeschichte zur ihrem „Oberseminar Dokumente“ verschwinden.

Philologisch womöglich noch kniffliger ist die Herausgabe der Pseudathanasiana, die Brennecke und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich zum Ziel gesetzt haben: jener Schriften also, die sich im Laufe der Jahrhunderte den Namen des Kirchenvaters zu allerlei heiligen und unheiligen Zwecken aneigneten. Hier müssen die Texttraditionen aus acht oder gar neun Jahrhunderten, von Spanien bis Armenien überhaupt erstmals gesichtet werden, um zu begreifen, wie das Image dieses Kirchenvaters als Inbegriff der Orthodoxie im Osten und im Westens geschaffen und instrumentalisiert wurde.

Schauen wir uns das Pensum an, dass Hanns Christof Brennecke sich für die kommenden Jahre vorgenommen hat, müssen wir uns Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Es verwundert bei all dem nicht, dass sich Ehrungen und Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen und Gesellschaften um Hanns-Christof Brennecke nachgerade häufen, zu denen Sie, wenn ich Sie richtig einschätze, allerdings ein recht preußisches Verhältnis pflegen: sie sind Aufgabe und Ansporn für noch mehr Arbeit! Sie waren viele Jahre Vizepräsident der Association Internationale d'Études Patristiques, sind Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt und seit 1995 Mitherausgeber der GCS, die an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben werden: einen Ruf zurück nach Berlin haben Sie 1996 aus familiären Gründen allerdings nicht angenommen – und sind uns

und dem Fachbereich Theologie in Erlangen so glücklicherweise erhalten geblieben.

Wir wünschen uns, lieber Herr Brennecke, dass Sie uns durch Ihre Projekte als Kollege auch weiterhin möglichst lange erhalten bleiben – wir hoffen also für uns, dass sich die philologischen Probleme der Pseudathanasiana als kaum lösbar erweisen und Sie an Ihrer Arbeit noch möglichst lange sitzen mögen!

Ihnen selbst aber wünschen wir für die kommende Zeit Gesundheit, Gottes Segen und dass Sie vielleicht auch bißchen mehr Zeit für sich, vor allem aber für Ihre Familie finden: für Ihre Frau und für Ihre kleine Tochter Imma, die sich sicher darauf freut, dass ihr Vater ihr bald das Lesen beibringt. Doch auch hier gilt: es muß nicht immer Athanasius sein! Pixibücher tun es für den Anfang auch.



# „Arianismus“ Inszenierungen eines Konstrukts

Hanns Christof Brennecke

## I. Prolog

Vor gut einem Jahr, im Oktober 2011, erschien in der „Citykirche“, dem Magazin der Evang.-lutherischen Innenstadtgemeinden Nürnbergs, ein Artikel eines bekannten und in diesem Blatt häufig das Wort ergreifenden Nürnberger Pfarrers, der dort behauptete, dass wir eigentlich alle Arianer seien. Das machte mich neugierig. Der „Arianismus“, so der Autor, sah in Jesus nur eine Art Vorbild, jedenfalls nicht Gottes Sohn, und auch heute gebe es auch in der Kirche bei vielen ein Unbehagen an dogmatischen, trinitätstheologischen oder christologischen Spekulationen über Jesus. Viele Menschen, so meinte er, würden sich nach einem einfachen, undogmatischen Christentum sehnen wie es der „Arianismus“ lehrte.

Ganz Ähnliches fand ich auf der Homepage einer Frankfurter Kirchengemeinde und in einer Festpredigt eines katholischen Bischofs.

Wie aktuell die Frage nach dem „Arianismus“ im Moment offenbar ist, macht eine nur ganz grobe Suche im Internet deutlich, wo das Phänomen „Arianismus“ in erstaunlicher Breite und Heftigkeit diskutiert wird. Dabei stieß ich auch auf eine Gemeinschaft „arianischer Templer“, die sich ganz bewußt auf Arius und den „Arianismus“ berufen und diesen als Weiterentwicklung der etablierten Kirchen im Sinne eines freien und undogmatischen Christentums verstehen.

Allen gemeinsam ist die Auffassung, dass der „Arianismus“ Jesus als Menschen und Vorbild ansah und jede Christologie oder Trinitätslehre ablehnte. Das kann dann für die Gegenwart als Gefahr oder als Chance für die Kirche interpretiert werden. Außerdem ist allen gemeinsam, dass sie nicht einen Beleg für ihre Vorstellung von „Arianismus“ nennen, die gleichsam als selbstverständliches Wissen und gemeinsamer Besitz unserer kulturellen Erinnerung vorausgesetzt wird. Von daher verwundert es dann auch nicht, dass in diesen Kontexten auch nie ein Hinweis auf die wissenschaftliche Literatur zu finden ist.

„Arianismus“ wird hier nun auch durchaus positiv gesehen als eine nicht nur undogmatische, sondern sogar vordogmatische, also ursprünglichere, wenn nicht gar die ursprüngliche Form des Christentums, die die Kirche dann gemeinsam mit dem Staat unterdrückt, ausgegrenzt und schließlich verdrängt habe.

Die Frage, die ich heute am Ende einer Vorlesung dieses Semesters über den „arianischen Streit“ und nach fast einem Vierteljahrhundert am Ende meiner akademischen Lehrtätigkeit an dieser Universität stellen will, ist: Woher kommt dieses verbreitete und offenbar populäre Bild über das immerhin mehr als eineinhalb Jahrtausende zurückliegende historische Phänomen „Arianismus“, und warum erscheint der in Gegenwart und jüngerer Vergangenheit wieder einmal so attraktiv?

## II. Historische Spurensuche

Was lehrte überhaupt jener alexandrinische Presbyter Arius zu Beginn des 4. Jahrhunderts, von dem der „Arianismus“ seinen Namen hat? Warum kam es darüber zu dem heftigen, seinen Namen tragenden Streit, der fast ein ganzes Jahrhundert andauern sollte?

Immerhin: Einiges kann man schon dazu sagen. Überliefert sind eine Fülle von Dokumenten, die erlauben, ein halbwegs schlüssiges Bild zu zeichnen, auch wenn dieses Bild hie und da Unschärfen und sogar Lücken hat.

Als „arianischer Streit“ gilt die fast das ganze vierte Jahrhundert ausfüllende innerchristliche Auseinandersetzung darüber, wie der christliche Monotheismus mit dem Bekenntnis zu Christus (später auch zum Heiligen Geist) so zu vereinen sei, dass das der Mehrheit der Christen, aber auch einem halbwegs gebildeten nichtchristlichen Umfeld vermittelbar war. Diese Auseinandersetzung, die sich vor allem im griechischsprachigen Osten abspielte (der lateinische Westen hatte zunächst große Probleme zu verstehen, worum es überhaupt ging) ist – bei allen schmerzhaften Lücken – erstaunlich gut dokumentiert.

Überliefert sind nicht nur Texte unmittelbar an den Auseinandersetzungen Beteiligten, sondern auch eine große Zahl von Dokumenten wie Briefen und Synodaltexten, die uns allerdings fast nie direkt, sondern in bewußt auswählenden und kommentierenden Zusammenhängen erhalten sind, und an deren kritischer Edition und Kommentierung wir in Erlangen seit nun gut zehn Jahren sitzen.

Und natürlich sind all diese Überlieferungen, in denen wir die einzelnen Dokumente haben, nicht neutral, sondern Partei. Man könnte diese Auseinander-

setzung um die frühchristliche Lehrbildung durchaus auch als publizistisch geführte Auseinandersetzung verstehen. Vor allem einige der Hauptakteure wie z. B. Bischof Athanasius von Alexandrien, Bischof der ägyptischen Metropole von 328 – 373, oder Hilarius, der vermutlich überhaupt erste Bischof des gallischen Poitiers († 367 oder 368), haben für publizistische Zwecke regelrechte Akten- oder Dokumentensammlungen zusammengestellt, natürlich um je ihre Auffassungen durch die natürlich einseitig und parteiisch herangezogenen und kommentierten Dokumente zu belegen.

Und wir haben die Erzählungen der etwas späteren antiken Kirchenhistoriker des fünften Jahrhunderts, denen damals noch weit mehr Dokumente und kommentierte Aktensammlungen zur Verfügung standen.

Wir haben heute nur noch Texte, Aktenstücke und Erzählungen, aus denen wir ein uns plausibles Bild zu rekonstruieren versuchen, das natürlich nicht objektiv sein kann, sondern von unseren Vorstellungen je mitgeprägt wird. Es ist wie die Wiederherstellung eines zerstörten Mosaiks, bei dem ein großer Teil der Steinchen verlorengegangen, ein anderer Teil beschädigt ist, und das wir nur nach einer Vorstellung des ursprünglichen Zustandes wieder zusammensetzen versuchen.

Dieser große Konflikt hat – nur teilweise zurecht – bis heute seinen Namen von dem alexandrinischen Presbyter (Pfarrer) Arius, der bei Ausbruch der Auseinandersetzung bereits in fortgeschrittenem Alter war und offenbar hohes Ansehen unter den Christen in Alexandrien genoß. Warum kam es zwischen ihm und seinem Bischof Alexander zu einem Konflikt, der in kurzer Zeit die griechischsprachige Christenheit ungeheuer polarisieren sollte?

Von Arius selbst ist nur wenig erhalten, die überlieferten Texte füllen nicht mehr als einige Seiten. Die Zitate aus Schriften des Arius, die sein Bischof Alexander († 328) und dann vor allem dessen Nachfolger Athanasius von

Alexandrien mitteilt, sind nicht immer ganz leicht eindeutig abzugrenzen und überhaupt nicht unproblematisch zu benutzen, da beide die ihrer Meinung nach theologischen Konsequenzen der Theologie des Arius als dessen tatsächliche Aussagen zitieren. Wirklich brauchbar erscheint mir nur eine theologische Erklärung, eine Art Bekenntnis, das Arius und einige Gleichgesinnte vermutlich auf einer alexandrinischen Synode im zweiten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts zu ihrer Rechtfertigung vorgetragen haben, und ein Brief des Arius an Euseb, den wichtigen Bischof der kaiserlichen Residenz Nikomedien, in dem der alexandrinische Presbyter sich über die Behandlung durch seinen Bischof beklagt.

Deutlich ist dabei, dass Arius wie sein Bischof Alexander aus der typisch alexandrinischen Tradition der sogenannten Logostheologie kommt, die auf den großen Alexandrinischen Theologen und Philosophen des dritten Jahrhunderts, Origenes († ca. 253/54), zurückgeht. Das Erbe des Origenes war hinsichtlich der Beschreibung des Verhältnisses von Gott Vater zu seinem Sohn, dem Logos, eben nicht ganz eindeutig. In seinem umfänglichen Schrifttum hatte er sich zu dieser Frage in verschiedenen Situationen eben auch unterschiedlich geäußert.

Gegen Alexander, der die Gleichewigkeit des Logos mit Gott betonte, ging es Arius darum, die Transzendenz und alleinige Gottheit Gottes ganz stark zu unterstreichen. Allein Gott ist für ihn ungeworden/ungezeugt und ewig. Mit der Begrifflichkeit der klassischen negativen Theologie im Anschluß an und in Übereinstimmung mit der traditionellen griechischen philosophischen Gottesauffassung betont Arius den Monotheismus. Gott kann von ihm nur als Schöpfer begriffen werden. So lehnt er die Gleichewigkeit des Logos mit Gott ab, weil sonst Gottes absolute Einzigkeit aufgehoben würde. Gott ist allein *ἀναρχος* (anfangslos). Vor aller Zeit hat er den Sohn *ἐξ οὐκ ὄντων* (aus dem Nichtseienden) ins Dasein gerufen. In Aufnahme von Proverbien 8,22-25 kann er auch sagen, dass der Sohn von Gott geschaffen oder gezeugt

wurde. Dabei gehört der Logos/Sohn Gottes für Arius ganz auf die Seite des Göttlichen, ist aber Gott deutlich untergeordnet.

Deutlich erscheint dabei, dass Arius sich hier auf der einen Seite gegen den sogenannten „Sabellianismus“ wendet, eine im dritten Jahrhundert durchaus weit verbreitete Auffassung, die Gott und Sohn faktisch identifizierte, um so den Monotheismus christlich wahren zu können, auf der anderen gegen gnostische oder gnostisierende Emanationsvorstellungen, wie sie um 300 ebenfalls durchaus aktuell waren. Erstaunlich viele Zeitgenossen in der griechischsprachigen Christenheit, unter ihnen nicht wenige theologisch gebildete Bischöfe, sahen die Auffassungen des Arius als durchaus möglich, jedenfalls nicht häretisch an. Zu ihnen zählte z. B. der hochgelehrte Euseb, Bischof von Caesarea († ca.339/40) und Verfasser der ersten Geschichte der christlichen Kirche, wohl der berühmteste Theologe überhaupt in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts.

Auf Einzelheiten ist hier nicht weiter einzugehen. Nur soviel ist deutlich: Das, was als „Arianismus“ diskutiert wird, was jener Nürnberger Pfarrer und all die anderen Genannten unter „Arianismus“ verstehen, hat inhaltlich mit den wenigen uns von Arius überlieferten Texten nichts zu tun! Es geht Arius nicht um die Menschheit Jesu, sondern ausschließlich um den Präexistenten in seinem Verhältnis zu Gott Vater!

Woher kommt also die so verbreitete und in der populären Literatur heute vorherrschende Vorstellung über Arius und den „Arianismus“?

Bischof Alexander und sein Diakon und dann Nachfolger Athanasius bestätigen im Wesentlichen diese Aussagen des Arius, spitzen sie aber zu und ziehen die aus ihrer Sicht sich daraus ergebenden gefährlichen und eben mit dem christlichen Glauben nicht mehr zu vereinbarenden theologischen Konsequenzen. Für Alexander, der sich mehrfach in Rundbriefen über den

Konflikt mit seinem Presbyter Arius geäußert hat, rückt Arius den Sohn Gottes, den Logos als Geschöpf ganz auf die Seite der Geschöpfe (was Arius eigentlich ausdrücklich ausgeschlossen hatte) und behauptet so ganz konsequent, dass der Sohn/Logos bei Arius eigentlich ein bloßer Mensch sei. Arius erscheint in dieser Polemik dann als Vertreter einer judaisierenden Adoptionstheologie in der direkten Folge des Paulus von Samosata, des im Jahre 268 auf einer prominent besetzten Synode verurteilten Bischofs von Antiochien, der seitdem als der Erzhäretiker galt. Jemanden in die Nachfolge eines von der Kirche verurteilten Häretikers zu stellen, ist in der Polemik durchaus nicht nur in der Antike üblich. So wie die wahre Kirche in der Diadoche, der Nachfolge der Apostel steht, so stehen eben Häretiker in einer häretischen Diadoche.

Die Vorstellungen über Arius gehen also nicht auf Arius selbst zurück, sondern auf dieses polemische Konstrukt.

Warum konnte dieses Konstrukt bis heute überdauern? Und warum erscheint es so plausibel?

### III. Von Arius zum „Arianismus“

Arius ist mit einigen wenigen Getreuen bekanntlich auf dem Konzil von Nizäa (in der spätantiken Provinz Bithynien, heute Iznik in der nordwestlichen Türkei), das der neue östliche Kaiser Konstantin im Frühjahr 325 einberufen hatte, verurteilt, abgesetzt und, wie es von nun ab üblich wird, in die Verbannung geschickt worden.

Die Einladung für diese Vorlesung zeigt die Inszenierung dieser Synode dann in der byzantinischen Überlieferung, die hier sogar in die bekanntlich mehr als zweihundert Jahre nach Arius erbaute Hagia Sophia in Konstantinopel verlegt wird.

Auf der Synode konnte sich ein strikter Antiarianismus durchsetzen, der nicht nur die Gleichewigkeit des Sohnes mit dem Vater betonte, sondern mit dem Begriff ὁμοούσιος (wesenseins) das Verhältnis von Gott Vater zu seinem Sohn/Logos zu beschreiben versuchte. Nach der Synode von Nizäa verschwindet Arius, der wohl nicht mehr lange gelebt hat, im Grunde aus der theologischen Debatte, die sich verschiebt. Es geht nun stärker darum, wie Einheit und Dreiheit in der Trinität ausgesagt werden können. Die Formel des Konzils von Nizäa schien für die Theologen in der Tradition des Origenes die Dreiheit zugunsten der Einheit aufzugeben oder zumindest zu gefährden.

Für Athanasius, der 328 nach dem Tod Alexanders Bischof von Alexandrien wurde, und die übrigen Vertreter der Beschlüsse von Nizäa galten alle Kritiker des nizänischen Bekenntnisses als „Arianer“, obwohl sie z. B. die Sicht des Arius vom Sohn Gottes als Geschöpf ablehnten. Die ein halbes Jahrhundert andauernden theologischen Debatten nach Nizäa, die immer auch politische Implikationen hatten, und in die nach Konstantins Tod 337 auch der lateinische Westen nicht immer glücklich eingriff, sind hoch komplex und für mich noch immer spannend und werden aufgrund der lückenhaften Überlieferung natürlich auch sehr unterschiedlich beurteilt.

Was gilt nun aber am Ende des Jahrhunderts eigentlich als „Arianismus“?

Die Kritiker der Beschlüsse von Nizäa hatten bis in die sechziger Jahre des vierten Jahrhunderts einen Prozess der Differenzierung durchgemacht, der nicht leicht zu durchschauen ist und heutige Examenskandidatinnen wie -kandidaten zur Verzweiflung bringen kann. Einig in ihrer Ablehnung des



nizänischen Begriffes ὁμοούσιος (wesenseins) haben diese Kritiker der Beschlüsse von Nizäa sehr unterschiedlich den Sohn als dem Vater gleich (ὅμοιος/lat. similis) zu beschreiben versucht. Aber nur an der einen Gruppe, die unter Verzicht auf jedes philosophische Vokabular den Sohn einfach als „dem Vater gleich nach den (heiligen) Schriften“ bezeichnete (daher Homöer), und die mit Unterstützung der Kaiser Constantius II. (337 – 361) und Valens (365 – 378) im Osten zeitweilig führend waren, bleibt von nun an der Name „Arianer“ hängen!

Seit dem kirchenpolitischen Umschwung unter Kaiser Theodosius (379 – 395), markiert durch das Zweite ökumenische Konzil von Konstantinopel im Jahre 381, gelten diese „Arianer“ nun auch juristisch als Häretiker. Mit dem historischen Arius hat ihre theologische Position kaum noch etwas zu tun.

Zugespitzt muß man sagen: Arius war kein „Arianer“. Aber diese „Homöer“, wie diese Gruppe nach ihrem theologischen Stichwort homoios (=gleich) zur Beschreibung des Verhältnisses von Gott Vater und Sohn in der Trinität heute meist genannt werden, werden als „Arianer“ in der Polemik nicht nur mit den Aussagen des Arius identifiziert, so sehr sie sich auch immer dagegen wehren, sondern auch mit dem polemischen Konstrukt, das behauptete, Arius habe in Christus nur einen Menschen gesehen. Diese Auffassung geht schon seit dem vierten Jahrhundert in die häresiologischen Handbücher der sowohl lateinischen als auch griechischen Spätantike ein, die sie dem Mittelalter und der Neuzeit vermittelt haben, die mit dem historischen Phänomen ja nicht mehr konfrontiert waren.

#### IV. „Germanischer Arianismus“?

Zu diesen so verstandenen „Arianern“ gehörte auch Wulfila († 383), der Bischof einer seit den vierziger Jahren des vierten Jahrhunderts unter Kaiser Constantius II. auf Reichsboden angesiedelten gotischen Gruppe.

Mit Ausnahme der Franken, die an der Wende vom fünften zum sechsten Jahrhundert in Gallien das Christentum in seiner „katholischen“ (nizänischen) Form annahmen, haben alle anderen im Laufe der Völkerwanderung in das Imperium Romanum eindringenden, hier siedelnden und dann eigene Reiche bildenden gentilen Gruppen, die von den römischen Zeitgenossen und der spätantiken Geschichtsschreibung als Germanen bezeichnet wurden, das Christentum in der Form dieses „Arianismus“ vermutlich durch gotische Vermittlung angenommen.

Seitdem der „Arianismus“ für die Reichskirche durch die Religionsgesetze seit den Kaisern Gratian (375-383) und Theodosius I. (379-395) als Häresie galt und seine Anhänger als zu verfolgende „Häretiker“, konnte der „Arianismus“ für den reichskirchlichen Katholizismus geradezu als synonym mit dem Christentum der Germanen angesehen werden, als typisch germanische Ausprägung des Christentums gelten, für die in zeitgenössischen Texten der Ausdruck *lex gotica* (gotisches Gesetz) begegnet. Der neuzeitliche und erst seit dem 19. Jahrhundert üblich werdende Begriff „germanischer Arianismus“ sollte das zum Ausdruck bringen.

Die germanischen Herrschaftsbildungen und Reiche auf bisher weströmischem Gebiet haben dann im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts eigene „arianische“ Kirchenorganisationen mit je enger Bindung an die jeweiligen Herrschaftsstrukturen und besonders die Könige der neuen germanischen Reiche herausgebildet.

Aus historischer und religionssoziologischer Sicht handelt es sich bei der Annahme des Christentums als „Arianismus“ durch germanische Gruppen seit dem vierten Jahrhundert um die unserer Kenntnis nach erste und geschichtlich dann für mehr als zwei Jahrhunderte wirksam gewordene Begegnung von Germanen mit dem Christentum auf dem Boden des Imperium Romanum, die aber am Ende dennoch Episode bleiben sollte.

Nach der militärischen Liquidierung des Vandalen- und des Ostgotenreiches durch Byzanz im sechsten Jahrhundert sind in einem in vielen Einzelheiten undeutlichen Prozess die übriggebliebenen germanischen Kirchen zum reichskirchlichen Katholizismus übergetreten, so dass mit dem Übertritt der Langobarden zum Katholizismus der „Arianismus“ der germanischen Kirchen im Laufe der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts endgültig zur historischen Episode geworden war.

An diesem „Arianismus“ der germanischen Völker ist nun absolut nichts spezifisch Germanisches zu erkennen. Die theologischen Debatten, die überliefert sind, bleiben ganz im Rahmen der griechischen und lateinischen Tradition, ebenso die Liturgie und der Heiligenkalender, die beide aus Konstantinopel übernommen wurden, so dass ich inzwischen verschiedentlich und natürlich bisher ohne jeden Erfolg vorgeschlagen habe, den Begriff „germanischer Arianismus“ ganz zu streichen.

Die immer wieder kontrovers und im 19. und 20. Jahrhundert teilweise auch hochgradig ideologisch diskutierte Frage war und ist: Warum nahmen die germanischen Gentes das Christentum auch noch nach den Religionsgesetzen der Kaiser Gratian und Theodosius seit 381, die den „Arianismus“ als häretisch aus der Reichskirche ausgeschlossen hatten, und die bis in byzantinische Zeit immer wieder bestätigt wurden, in dieser für die Reichskirche also als Häresie geltenden Form an?

Schon die spätantiken Kirchenhistoriker des fünften Jahrhunderts haben über diese Frage gerätselt, auf die die überlieferten Quellen naturgemäß keine Antwort geben, keine Antwort geben können. Nur durch Gewalt oder Verführung, eventuell beides, konnte man ihrer Meinung nach zum Häretiker werden.

In der seit dem 19. Jahrhundert in Europa durch die Suche nach der Nation und ihre Wurzeln geprägten Forschung verschob sich die Fragestellung: Ist die Annahme des Christentums in der Form des „Arianismus“ durch die Germanen ein historischer Zufall, oder gab es bei ihnen, in ihrer religiösen Tradition gleichsam eine Art Prädisponierung für den „Arianismus“, war er ihrem Denken und ihrer religiösen Tradition in besonderer Weise gemäß?

Diese Frage scheint aber methodisch grundsätzlich falsch gestellt zu sein, indem sie eine reflektierte theologische oder konfessionelle Entscheidung der Goten für diesen „Arianismus“ voraussetzt. Das aber war nicht die Situation der Goten und dann der anderen germanischen Gruppen, die in ihrer Selbstwahrnehmung selbstverständlich nicht „Arianer“, sondern Christen wurden. Dieser Form des Christentums begegneten sie in der östlichen Hälfte des Reiches. Die reichskirchliche Einbindung des Gotenbischofs Wulfila und die historischen Bedingungen der Ansiedlung von Goten zunächst im Osten des Reiches unter den Kaisern Constantius II. und Valens lassen sich durchaus einigermaßen deutlich erkennen.

Die Goten, bei denen es schon vor ihrem Übertritt ins Reich Christen gab, hatten im Osten eine Kirche vorgefunden, die unter Constantius II. und dann auch Valens eben von jenem „Arianismus“ geprägt war. Ihr hatten sie sich selbstverständlich angeschlossen und das dann auch anderen germanischen Gruppen weitervermittelt. Als Förderaten unterlagen sie nicht den Religionsgesetzen und sind so der von Ihnen angenommenen Form des christlichen Glaubens auch nach der kirchenpolitischen Wende unter Kaiser

Theodosius I. treu geblieben, was auch für die Herausbildung einer eigenen Identität in Abgrenzung zu den Romanen wichtig war.

Für die Römer waren diese christlichen Germanen nicht nur Barbaren, sondern eben auch Häretiker.

Nach der im Abendland seit dem Mittelalter verbreiteten Auffassung war diese als typisch barbarisch angesehene Häresie des „Arianismus“ dann zurecht von der rechtgläubigen Katholizität überwunden worden. Der „Arianismus“ der Germanen – eine wenig interessante und eher skurrile Fußnote in der Kirchengeschichte Europas ohne Bedeutung für die Zukunft.

Mit dem neuen Interesse der europäischen Nationen für ihre Nationalgeschichte werden im 19. Jahrhundert Volk und Nation zum Gegenstand geschichtlichen Interesses. Und damit wird nun auch die Geschichte der Christianisierung der Germanen interessant, die etwas unreflektiert, meist als die „alten Deutschen“ angesehen werden. Der „Arianismus“ der Germanen wird zum Urgrund einer christlichen Nationalgeschichte.

Im Jahre 1840, in der Zeit der Hoffnung auf einen deutschen Nationalstaat, wie sie im „Deutschlandlied“ Hoffmann von Fallersleben (1798-1874) aus dem Jahr 1841 zum Ausdruck kommt, als gerade das Hermannsdenkmal zu errichten begonnen worden war und die Debatte über die Vollendung des Kölner Doms als nationale Aufgabe ihren Höhepunkt erreichte, erschien von dem gerade siebenundzwanzigjährigen Georg Waitz (1813-1886), Schüler Leopold Rankes (1795-1886) und Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica*, eine Schrift über das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des 4. Jahrhunderts<sup>1</sup>. Bei der Suche nach Handschriften für die *Monumenta Germaniae Historica* hatte er

---

1 Hannover 1840.

in Paris eine Handschrift des fünften Jahrhunderts mit verschiedenen antiarianischen Schriften vor allem des Ambrosius von Mailand († 397) in die Hand bekommen, bei der am Rande um den eigentlichen Text herumgeschrieben und ziemlich zerstört, eine eindeutig „arianische“ und ziemlich polemische Schrift eines Maximinus erhalten ist. In seinen Text aufgenommen hat dieser Maximinus eine von einem Schüler Wulfilas, Auxentius, verfaßte vita des Gotenbischofs mit dessen Glaubensbekenntnis. Dieses Bekenntnis macht ganz deutlich, dass und wie der Gotenbischof nun in der Tat dem, was seit Theodosius als „Arianismus“ galt, zuzuordnen ist.

Die Veröffentlichung dieses Textes löste nun eine intensive und durchaus emotionale Beschäftigung mit diesem „Arianismus“ der Germanen und Wulfilas aus, von dessen gotischer Bibelübersetzung man ja wußte.

Die Frage, warum die Germanen den „Arianismus“ angenommen hatten, stellte sich jetzt völlig neu. Seit den vierziger Jahren hat der Bonner Kirchenhistoriker Wilhelm Krafft (1814-1898), ein Neffe des ersten Professors für reformierte Theologie in Erlangen, Johann Christian Gottlob Ludwig Krafft (1784-1845), der sein Studium übrigens in Erlangen 1832 begonnen hatte, dann aber wegen Studentenunruhen Erlangen bald verlassen mußte und seine eigentliche Prägung durch Leopold Ranke in Berlin erlebte, in verschiedenen Arbeiten zu zeigen versucht, dass und wie dieser „Arianismus“ den Glaubensvorstellungen der Germanen eher entsprach als das nizänische spekulative Christentum<sup>2</sup>. Im Sinne einer zunehmenden Idealisierung der Germanen hat dann der Journalist Adolf Helfferich (1813-1894), der als Burschenschaftler für einen deutschen Nationalstaat agitiert hatte und deshalb in den dreißiger Jahren in Württemberg eine längere Haft hatte verbüßen müssen, in einem besonderen germanischen religiösen Vater-Sohn-

---

2 Wilhelm Krafft, Die Kirchengeschichte der germanischen Völker I 1. Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern, Berlin 1854.

Verhältnis und einer angeblich typisch germanischen Gefolgschaftstreue Anknüpfungspunkte für den „Arianismus“ der Germanen ausmachen wollen<sup>3</sup>. Nun wissen wir leider über die Religiosität der Germanen der Völkerwanderung eigentlich nichts, wie jüngst Bruno Bleckmann eindrücklich gezeigt hat<sup>4</sup>. Aber Helfferich kombiniert ziemlich freihändig Angaben aus Tacitus mit mittelalterlichen Texten aus Skandinavien und dem fränkischen Heliand zu einer germanischen Religion, die angeblich Anknüpfungspunkt für den „Arianismus“ der Germanen war.

Die angebliche germanische Religion ist also eher ein fragwürdiges Konstrukt des Nationalismus des 19. Jahrhunderts! „Arianismus“ ist für Helfferich und andere dabei eine Lehre, die jede Göttlichkeit der Person Jesu verneint, ihn als Vorbild und Führer zu Gott ansieht. Sein Bild des „Arianismus“ ist noch einmal eine Vergrößerung der antiken Polemik gegen Arius und hat weder etwas mit Arius und schon gar nicht mit dem „Arianismus“ des fünften und sechsten Jahrhunderts etwas zu tun, den die Germanen angenommen hatten. Der „Arianismus“ erscheint hier aber als den Germanen von ihrer ursprünglichen Religiosität her „wesensgemäß“.

Mit dem Aufkommen der völkischen Bewegungen und der Forderung nach einem arteigenen, den Deutschen gemäßen Christentum, nach einer „Germanisierung des Christentums“, wie es Arthur Bonus (1864-1941) 1896 (allerdings anonym!) in Anlehnung an Paul de Lagarde (1827-1891) gefordert hatte<sup>5</sup> wurde nun der germanische „Arianismus“ als die eigentlich allein

---

3 Adolf Helfferich, *Der westgothische Arianismus und die spanische Ketzerschichte*, Berlin 1860.

4 Bruno Bleckmann, *Die Germanen*, München 2009.

5 Arthur Bonus (anonym), *Von Stöcker zu Naumann, ein Wort zur Germanisierung des Christentums*, Heilbronn 1896; ders., *Zur Germanisierung des Christentums*, Jena 1911.

den Deutschen des 20. Jahrhunderts gemäÙe Form des Christentums interessant.

„Arianismus“ als Möglichkeit für ein Christentum der Deutschen des 20. Jahrhunderts, um so die konfessionelle Spaltung Deutschlands seit dem 16. Jahrhundert in einer Nationalkirche zu überwinden! Und dieses Christentum sollte eben undogmatisch sein, befreit von den Fesseln der altkirchlichen Dogmenbildung, der Trinitätslehre und der Christologie, in Jesus ein Vorbild, den Verkündiger Gottes sehen.

Das Konstrukt der altkirchlichen Polemik gegen Arius und den „Arianismus“ wird hier – völlig unkritisch übernommen – zum ideologischen Ideal für die Gegenwart und damit auch für eine Fortsetzung und Vollendung der Reformation, die eben keine Befreiung von der altkirchlichen Dogmatik gebracht hatte, also im Grunde steckengeblieben war. Daneben wird übrigens in diesen Debatten auch immer wieder in völlig anachronistischer Weise die „Romfreiheit“ dieses germanischen „Arianismus“ betont, was in der Situation des Kulturkampfes durchaus populär war.

In völliger Umkehrung zur früheren Sichtweise wird nun der Übergang der arianischen germanischen Kirchen zum Katholizismus am Beginn des Mittelalters zum eigentlichen Sündenfall, zur Aufgabe des eigenen Wesens und der „artgemäÙen“ Form des christlichen Glaubens. Der „Arianismus“ der Germanen wird so zur nationalen Ideologie für die Gegenwart.

Nach der Katastrophe des Weltkrieges und vor allem seit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft erschien geradezu eine Flut von Schriften zum Thema „Germanentum und Christentum“, woran jetzt auffällig viele Germanisten beteiligt waren. Interessant ist dabei eine Interdisziplinarität von Kirchenhistorikern, Mediävisten und Germanisten, an der auffällig ist, dass die antiken Quellen zum „Arianismus“ wie heute wieder so gut wie keine Rolle



spielen. Was „Arianismus“ war, schien klar, eben jenes auf die antiarianischen Autoren des vierten Jahrhunderts zurückgehende und nochmals vergrößerte Konstrukt.

Der germanische „Arianismus“, die Artgemäßheit dieses Arianismus für germanisches Empfinden wurde nun auch zum apologetischen Konstrukt gegen den von völkischer und nationalsozialistischer Seite erhobenen Vorwurf der „Artfremdheit“ des Christentums überhaupt für die Germanen - und damit auch für die Deutschen des 20. Jahrhunderts. Diese apologetische Grundhaltung wurde auch von Kirchenhistorikern vertreten, die dem Nationalsozialismus gar nicht nahe standen<sup>6</sup>, und konnte so noch nach dem Zweiten Weltkrieg – inzwischen ohne die ideologischen Grundlagen – erstaunlich weiterwirken, wie man z. B. gelegentlich an Reiseführern für Ravenna sehen kann.

Diese Ideologisierung des aus der spätantiken Polemik stammenden Arianismusbegriffes ist vielleicht die krasseste Form der Inszenierung dieses Konstrukts, aber nicht die einzige.

---

6 Z. B. Kurt Dietrich Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum, Göttingen 1939.

## V. Der „Arianismus“ der Unitarier – ein polemisches Konstrukt des 16. Jahrhunderts

Zwischen Weihnachten und Neujahr erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine Rezension des - vor vier Wochen jedenfalls noch - neuesten Buches des in den letzten Jahren vielfach mit Preisen bedachten Göttinger Germanisten Heinrich Detering über Thomas Manns Verhältnis zu den amerikanischen Unitariern<sup>7</sup> aus der Feder des ebenfalls bekannten Journalisten Lorenz Jäger. Detering weist in seinem Buch auf die seiner Meinung nach arianischen Wurzeln des Unitarismus hin. Ebenso sein Rezensent: „In diesem geistigen Klima wurde die Gedankenwelt des ›Arianismus‹ wieder wach, einer antiken Häresie: Danach war Jesus ein großer Mensch und eine große Seele, ein Prophet und Lehrer, eine weltgeschichtliche Lichtgestalt – aber nicht mehr, nicht das, was die Kirche aus ihm gemacht hat.“<sup>8</sup> In der Nachfolge des antiken „Arianismus“ ist der amerikanische Unitarismus für Detering und seinen Rezensenten Jäger eine dogmenfreie Religion. Die heute vor allem in den USA verbreiteten Unitarier gehen bekanntlich auf die Antitrinitarier des 16. Jahrhunderts zurück, die nun in der Tat die altkirchlichen Dogmen ablehnten und meinten, dass die Reformation in der Beibehaltung vor allem der altkirchlichen Christologie und Trinitätslehre auf halbem Wege steckengeblieben war. Es handelte sich bei den Antitrinitariern um intellektuelle Gruppen, die aus einer Dogmenkritik humanistischer Kreise hervorgegangen waren. Im Reich wurden ihre Anschauungen als Blasphemie verfolgt - Michael Servet (1511-1553) war vielleicht das prominenteste, aber nicht das einzige Opfer der Verfolgungen - ausserhalb der Reichsgrenzen kam es dann zu einer eigenen

---

7 Heinrich Detering, Thomas Manns amerikanische Religion. Theologie, Politik und Literatur im kalifornischen Exil, Frankfurt 2012.

8 Lorenz Jäger, Der Humanist als Ersatzpriester, FAZ, 29. 12. 2012.

Kirchenbildung der Unitarier (Sozinianer), die dann aber vor mancherlei Verfolgungen nach Amerika auswichen.

In allen drei Konfessionen im nachreformatorischen Europa, bei Katholiken, Lutheranern und Reformierten, ist noch im 16. und dann vermehrt im 17. Jahrhundert eine Inszenierung dieser „Sozinianer“ wie die Antitrinitarier nach einem führenden Vertreter ihrer Kirche in Polen meist genannt wurden, als der „neuen Arianer“ zu beobachten. Natürlich hatten sie weder mit dem historischen Arius noch mit dem, was dann „Arianismus“ hieß, auch nur irgendetwas zu tun. Die intensive Polemik gegen sie durch die prominente Vertreter der Reformation wie Martin Luther (1483-1546), Philipp Melanchthon (1497-1560), Theodor Beza (1519-1605) und anderer wird eigentlich erst verständlich, wenn man sich klar macht, wie dieser Kampf gegen den neuen „Arianismus“ in die konfessionellen Auseinandersetzungen verwickelt war, indem nämlich von katholischer Seite Martin Luther und überhaupt die Reformation als die Hauptschuldigen für diesen neuen „Arianismus“ angesehen wurden, und so das Blasphemische und Häretische der Reformation gezeigt werden sollte.

Interessant ist, wie als Widerlegung der Antitrinitarier im 16. Jahrhundert eine ganze Reihe polemischer antiarianischer Schriften des 4. Jahrhunderts, vor allem natürlich des Athanasius von Alexandrien, ediert und in Übersetzungen einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wurden, wobei die Vorworte je auf den unmittelbaren Anlaß für diese Editionen verweisen. Unsere Universitätsbibliothek bewahrt einige besonders schöne Exemplare dieser aus ganz aktuellem Anlaß der Polemik gegen den neuen „Arianismus“ der Sozinianer edierten Schriften auf.

Heinrich Detering und sein Rezensent Lorenz Jäger sind hier der eben sehr wirkungsvollen Inszenierung eines Konstruktes „Arianismus“ in den konfessionellen Auseinandersetzungen am Beginn des Neuzzeit erlegen,

was angesichts der pausenlos beschworenen Interdisziplinarität aller unserer Projekte doch nachdenklich macht. Vielleicht ist es damit doch gar nicht so weit her?

## VI. „Arianismus“ als Chance für den interreligiösen Dialog?

Nicht viel anders verhält es sich meiner Ansicht nach bei einer nun ganz neuen Inszenierung des „Arianismus“ als angeblicher Chance für den interreligiösen Dialog vor allem mit dem Islam.

Der bekannte und auch religionswissenschaftlich ausgewiesene bisherige Nahost- und Islamexperte der FAZ, Wolfgang Günter Lerch, hat mehrfach in jüngster Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass - so jedenfalls seine Auffassung - das Christusbild des Islam im Grunde das des „Arianismus“ sei. Wie der historische „Arianismus“ des antiken Christentums würde auch der Islam Christus nicht als praeexistenten Sohn Gottes, sondern als Menschen und Propheten ansehen, gleichsam als Verkündiger des Glaubens an den einen Gott, nicht aber als den Verkündigten<sup>9</sup>.

Der „Arianismus“ eine frühe Form christlichen Glaubens ohne Trinität und ohne Christologie, die den Monotheismus gegen eine Hellenisierung des Christentums bewahrt hatte?

---

9 Wolfgang Günter Lerch, Das Kreuz mit der Kreuzigung, FAZ 29. Mai 2010.

Lerch beruft sich hier in erster Linie auf den Saarbrücker Religionswissenschaftler Karl-Heinz Ohlig, der in den letzten Jahren in immer neuen Publikationen<sup>10</sup> – unter Berufung auf die allerdings ziemlich umstrittenen Arbeiten von Günter Lüling – auf verwandte Züge im Jesusbild des antiken „Arianismus“ und des Islam hingewiesen hat, wobei er den „Arianismus“ als Ausdruck einer noch jüdisch geprägten syrisch-antiochenischen Tradition adoptianischen Christentums sieht. Aus dieser Tradition – so seine von der Mehrheit der Islamwissenschaftler allerdings eher reserviert aufgenommene Auffassung – sei letztlich der Islam ableitbar.

Auffällig ist allerdings in diesem Zusammenhang sein souveränes Übersehen sowohl aller relevanten Quellen als auch der gesamten neueren Forschung.

Der Islam wird bei ihm gleichsam zum eigentlich alleinigen Erben der seit der konstantinischen Wende aus dem Christentum verdrängten und ausgegrenzten ursprünglichen Christustradition, die der „Arianismus“ bewahrt hatte. Über die im Moment viel diskutierte jüdischen und/oder christlichen Einflüsse auf die Anfänge des Islam im siebenten Jahrhundert will ich hier mangels Kompetenz nicht reden; gerade an unserer Universität gibt es da Kompetentere. Allerdings: Den Einfluß eines „Arianismus“ kann und muß man ausschließen, weil dieser „Arianismus“ eben ein Konstrukt der antiarianischen Polemik ist. Dass ein Vertreter der Religionswissenschaft, die den Theologen gerne dogmatische Voreingenommenheit vorwirft, ganz einem polemischen antihäretischen Konstrukt der Spätantike folgt, erstaunt. Er folgt ihm, weil es ihm für seine Konstruktion der Geschichte des frühen Islam paßt!

---

10 Karl-Heinz Ohlig/Gerd-R. Puin, Hrsg., Die dunklen Anfänge. Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam, Berlin 2006; Karl-Heinz Ohlig, Hrsg., Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen, Berlin 2007.

Hinter solchen im Moment erstaunlich populären Auffassungen steht auch der Wunsch, Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Islam herauszustellen. Der „Arianismus“ erscheint so als die doch ursprünglichere Form eines noch nicht durch dogmatische Konstruktionen verfremdeten Christentums, das die Kirche dann im Bunde mit der weltlichen Macht ausgegrenzt hatte. Der „Arianismus“ als Chance zum interreligiösen Dialog? Auch das erscheint mir als ideologisches Wunschbild.

## VII. Epilog

Das Nachdenken des alexandrinischen Presbyters Arius über Gott und seinen Sohn, womit er bei seinem Bischof Anstoß erregte, gehört ganz in das Milieu griechischer Theologie um 300 - und ist uns in Wahrheit unendlich fern! Bei diesem Nachdenken spielt die Person des historischen Jesus überhaupt keine Rolle. Es geht ausschließlich um den präexistenten Sohn/Logos Gottes wie im Prolog des Johannesevangeliums, mit dessen Übersetzung sich Faust und mit ihm Johann Wolfgang von Goethe bekanntlich nicht sehr erfolgreich herumgeschlagen haben<sup>11</sup>.

Die nicht überall Anstoß erregenden Gedanken des Arius blieben aber letztlich Episode, die im Grunde mit der Synode von Nizäa schon vorbei war. Dass für Arius Jesus ein von Gott adoptierter Mensch war, der durch seine Tugend zum Vorbild wurde, ist die polemische Konsequenz, die sein Bischof zog, um ihn so eindeutig als Häretiker zu erweisen.

---

11 Johann Wolfgang von Goethe, Faust I 1224-1237.

Auch der „Arianismus“, den die Germanen angenommen hatten, und der mit Arius nur sehr wenig zu tun hatte, blieb eine Episode der Kirchengeschichte.

Geschichtlich wirksam geworden bis in die Gegenwart ist nur das polemische Konstrukt „Arianismus“, das es historisch nie gegeben hat. An dieser Stelle könnte man nun in ein intensives Gespräch mit neueren Theorien der Geschichtswissenschaft treten, was ich mir hier aber versagen will.

Mir erscheint an dieser Stelle die Frage wichtig, warum dieses Konstrukt einer Geschichte, die es nie gegeben hat, so wirksam war und ist.

Interessant wird diese Frage nun, wo im 19. und 20. Jahrhundert das eigentlich antihäretische Konstrukt „Arianismus“ positiv zum Ideal eines undogmatischen und ursprünglichen Christentums wird, zum Beispiel für eine den Deutschen im beginnenden 20. Jahrhundert allein angemessene Form eines undogmatischen Christentums gegen die etablierten Kirchen. Der konstruierte „Arianismus“ soll hier die Vereinbarkeit von Nationalsozialismus, Führerprinzip und Christentum gleichsam historisch mit der Annahme des „Arianismus“ als der den Germanen artgemäßen Form des Christentums beweisen.

Und es sollte zumindest zu denken geben, wenn heute genau dasselbe Konstrukt von „Arianismus“ nun als Chance für den interreligiösen Dialog mit dem Islam propagiert wird. Und in beiden Fällen ohne jeden Bezug auf eine doch vorhandene schriftliche Überlieferung. „Arianismus“ als historische Legitimation einst für eine den Deutschen artgemäße Kirche nach dem Führerprinzip und jetzt für den interreligiösen Dialog mit dem Islam!

Kirchengeschichte als theologische Disziplin – und dass sie das ist, daran halte ich gegen Karl Barth<sup>12</sup> fest – muß das kritische Korrektiv in der Theologie gegen scheinbar historisch begründete, in Wahrheit ideologische Legitimationsversuche sein. Gegen die ideologische Deutung eines Konstruktes „Arianismus“ als artgemäßes Christentum für das 20. Jahrhundert hat sie zumindest teilweise versagt. Dennoch bleibt die Aufgabe. Und hier hat sie in erster Hinsicht die bei ideologischen Konzepten nur störenden Quellen zur Verfügung zu stellen. Die Probleme dessen, was wir malerisch „Quellen“ nennen, und die damit ebenfalls verbundenen ideologischen Konnotationen, sind jedem, der sich jemals mit der kritischen Edition von Quellen befaßt hat, durchaus bewußt. Und: Die Erschließung von Quellen führt nicht in Feuilletons und Talkshows, sondern ist ein äußerst mühsames und leider ziemlich unspektakuläres Geschäft.

Aber gerade für die Geschichte des antiken Christentums bleibt das noch eine riesige Aufgabe, bei der es noch viel zu entdecken gibt. Aber ich denke, nur so kann die Kirchengeschichte als wissenschaftliche Disziplin ihrer Aufgabe als kritisches Potential der Theologie gerecht werden.

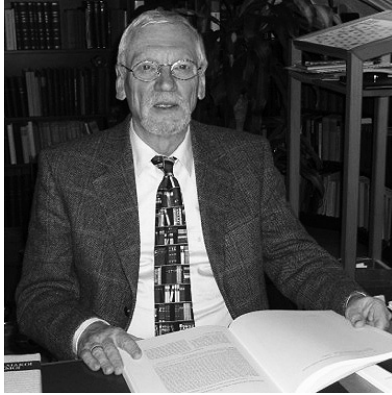
---

12 Karl Barth, Kirchliche Dogmatik I 1, Zürich 1932, 3: „Die sogenannte Kirchengeschichte antwortet auf keine selbständig zu stellende Frage hinsichtlich der christlichen Rede von Gott und ist darum nicht als selbständige theologische Disziplin aufzufassen. Sie ist die unentbehrliche Hilfswissenschaft der exegetischen, der dogmatischen und der praktischen Theologie.“





## Curriculum vitae



Hanns Christof Brennecke, geboren 1947 in Berlin. Nach dem Abitur 1965 Studium der evangelischen Theologie und Christlichen Archäologie in Berlin (Humboldt-Universität) und ab 1970 in Bonn. 1972 Erstes Theologisches Examen in Bonn, Vikariat in der Rheinischen Landeskirche. 1974 bis 1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter/Assistent am Lehrstuhl für Ältere Kirchengeschichte (Prof. Dr. Luise Abramowski) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der

Universität Tübingen. 1980 Promotion, 1986 Habilitation und *venia legendi* für das Fach Kirchengeschichte an der Universität Tübingen. Nach Lehrstuhlvertretungen 1988 Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, 1989 Ordinarius für Ältere Kirchengeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 1996 Ablehnung eines Rufes an die Humboldt-Universität Berlin, 1997 bis 1999 und 2004 bis 2005 Dekan der Theologischen Fakultät, Mitglied des Senats und mehrfach Prodekan, Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. 2013 Eintritt in den Ruhestand.

1999 bis 2005 Vizepräsident der Association Internationale d'Études Patristiques und Vorsitzender der Sektion Kirchengeschichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie.

Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Mitglied der Patristischen Kommission bei der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften.

Hauptarbeitsgebiete: Geschichte des antiken Christentums mit einem Schwerpunkt auf der Kirchengeschichte des 4. bis 6. Jahrhunderts (Spätantike), Edition der Quellen zur Geschichte des arianischen Streites.

## Impressum

Herausgeber:  
Der Präsident der Friedrich-Alexander-Universität  
Erlangen-Nürnberg,  
Schlossplatz 4, 91054 Erlangen

Redaktion und Gestaltung:  
Marketing und Kommunikation  
Heiner Stix  
Tel.: 09131/85 -70200  
Fax: 09131/85 -70220  
E-Mail: [marketing@zuv.uni-erlangen.de](mailto:marketing@zuv.uni-erlangen.de)  
Internet: [www.uni-erlangen.de](http://www.uni-erlangen.de)

Satz:  
cybeck publishing, Sebastian Beck  
Riemenschneiderstr. 12  
91056 Erlangen  
Tel.: 09131 898939  
Fax: 09131 898938  
E-Mail: [info@cybeck.de](mailto:info@cybeck.de)

Druck und Verarbeitung:  
Druckhaus Haspel Erlangen e.K.  
Willi-Grasser-Straße 13a  
91056 Erlangen  
Tel.: 09131 9200770  
Fax: 09131 9200760  
E-Mail: [das@druckhaus-erlangen.de](mailto:das@druckhaus-erlangen.de)

Die Veröffentlichung des Textes oder einzelner Teile  
daraus ist nur mit Genehmigung des Herausgebers  
bzw. des Autors gestattet.

ISSN 0423-345 X